Mus. Th.
4578
h
Film

Mus. th.
4578 h

(Beethoven)

Ortlepp

4578

Beethoven

von

E. Ortlepp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

140/ii

Beethoven.

Eine phantastische Charakteristik.

Allen Musikfreunden und Verehrern
des großen Mannes
gewidmet
von

Ernst Ortlepp.

Motto:
„Der Straßburger Münster ist ein sehr hoher Thurm.“

Leipzig,
Verlag von Joh. Fr. Hartknoch.
1836.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

1) Beethovens erste Liebe.

2) Beethovens neunte Symphonie.

3) Beethovens Monument.

Beethovens erste Liebe.

I.

Musikalische Soirée.

Es war ein herrlicher Frühlingsabend. Eine große Anzahl von Gästen hatte sich auf dem Landhause des Bankiers Erdmann versammelt. Alle waren unter der Firma von Musikfreunden eingeladen. Erdmann selbst wollte ein Musikfreund sein, oder scheinen. Er gehörte zu den Leuten, die, eigentlich blos für Materielles ein Organ habend, sich doch so anstellen, als ob sie für etwas Höheres empfänden. Die Nichtigkeit und Leerheit seiner bloßen Geldgröße fühlend,

affektirte er also einen Sinn für Kunst, von der er nichts verstand. Seine beiden Töchter Beatrix und Adelaide erhielten von einem langen, blassen, ledernen, diktatorischen musikalischen Techniker, oder vielmehr Mechanikus, einen sehr gründlichen Musikunterricht. Der Lehrer Lambertus gab ihnen mit pedantischer Strenge Anweisung im Fingersatz, in der Harmonielehre, und plagte sie sogar mit dem leidigen Contrapunkte, vor dem besonders die jüngere Adelaide einen schrecklichen Abscheu hatte. Die ernstere Beatrix hatte auf diese Dinge genau Acht, besonders um mit ihrer Wissenschaft prunken zu können. In Adelaiden wohnte eine Seele der Musik; sie war fortwährend zu aufgeregt und zu zerstreut, um diese Verstandesoperationen zu goutiren, die ihr nun einmal keine Freude machten.

Die heutigen musikalischen Uebungen fanden unter Gottes freiem Himmel statt. Es war ein Pianoforte

in den Garten geschafft worden, auf dem der fingerfertige Capellmeister Eilau bereits recht anmuthig geklimpert hatte. Mehrere Theatermitglieder sangen italienische Arien; anwesende Roues der Stadt lorghnettirten besonders die schöne italienische Sängerin Giulia, die sich heute vor allen ausgezeichnet hatte. Selbst der prosaische Klavierlehrer Lambertus klatschte nach Beendigung ihrer Arie, wiewohl er sich schon öfters gerühmt und gesagt hatte: „Ich klatsche nie!“

Adelaide zeigte dem Kapellmeister Eilau mehrere neue Sonaten, und fragte ihn über seine Meinung. Der Musikdirektor Regel und der Singmeister Melos traten hinzu, verhöhnende Blicke auf die neuen Sonaten werfend, die Adelaiden sehr interessirt hatten. Sie zogen vereint auf den Komponisten los, der zu der heutigen Gesellschaft eingeladen, aber noch nicht erschienen war.

„Dummes Zeug!“ sagten sie. „Der Mensch will neu sein, und wird abgeschmackt. Seine Sachen klingen nicht; er hält kein Thema fest, er fragt nach keiner Regel. Er denkt, je toller, je besser. Wir haben es ihm schon alle freundschaftlich gesagt, daß er sich doch ja nichts mehr mit Musik zu schaffen machen möge, und daß er zu dieser Kunst eben so wenig Talent habe, als ein gewisses bekanntes Thier zum Lautenschlagen. Aber es gibt Leute, die sich nun einmal nicht bekehren lassen wollen; sie haben sich die fixe Idee in den Kopf gesetzt, größere Künstler werden zu wollen als andere ehrliche Leute; da arbeiten sie nun darauf los; ihr Eifer ist unverwüstlich; sie sind durch keinen Tadel und durch keine Warnung todt zu machen!“

Adelaide versetzte:

„Aber die Mondscheinsonate dieses von Euch so schlechthin verdammten Genies ist denn doch ein

Werk, das mir wie etwas völlig Neues vorkommt. In allen Sachen von Haydn und Mozart finde ich nichts Aehnliches!"

„Haydn und Mozart sind ein paar große Leute!" versetzte der Vater; „wie kannst du sie doch neben unserem Sonatenkomponisten nennen?"

„O, er hat auch jetzt wieder eine neue Symphonie geschrieben, in der er mir sogar über Haydn und Mozart hinauszugehen scheint;" sagte Adelaide.

„Aber ich bitte Sie, Fräulein; Haydn und Mozart und dieser Beethoven!" eiferte der Capellmeister Eilau. „Wir komponiren alle unsere Sonaten, Symphonieen und auch Opern, aber wir lassen es uns nicht einfallen, uns so absonderlich anzustellen, wie dieser Mensch, der nicht zu wissen scheint, was er nur machen soll, um Aufsehen zu erregen."

Der Musikdirektor Regel versetzte: „Ich gebe Ihnen mein Wort, Fräulein, daß aus diesem Herrn Beethoven nun und nimmermehr etwas werden wird! Es ist ein äußerst bornirter Mensch, das können Sie mir sicher glauben!"

In dem Augenblicke öffnete sich die Thür des Gartens und es trat eine männliche Gestalt herein, die ein ziemlich unscheinbares Ansehen hatte. Man denke sich einen Mann von mehr noch kleiner, als mittler, aber sehr kräftiger, stämmiger Statur, von starkem Knochenbau und von vollem, rundem Gesicht, rothe, gesunde Farbe der Backen, unruhige, leuchtende, fast stechende Augen, seine Bewegungen entweder höchst phlegmatisch, oder höchst hastig; in seinem Auge einen Ausdruck von Gutmüthigkeit und Schüchternheit, und dazu eine Kleidung, deren nachlässiges Arrangement mit einer feinen Soirée im grellsten Widerspruche stand. Ein ziemlich getragener

Ueberrock, der Hals bloß, die Brust offen, ein dicker Knotenstock — und ein Benehmen, das sich kaum schildern läßt. Der Mann that erstlich, als ob er ganz allein da wäre. Er sah weder die Elegants, noch die musikalischen Collegen, noch die schönen Damen, die eher abstoßend, als magnetisch auf ihn zu wirken schienen. Nach einer ziemlich linkischen Verbeugung bei dem Eintritt, ging er nach einer Gartenlaube, wo er sich auf eine Bank niederließ und ein Buch aus der Tasche zog. Es waren die Fragmente von dem damals neu erschienenen Goethischen „Faust.“ Bald legte er das Buch weg und sang eine Melodie vor sich hin. Dann zog er ein Blatt Papier hervor, und setzte mit Bleistift die Noten zu dem Liede: „Freudvoll und leidvoll!“ auf. Dazwischen griff er mehrmals in die Westentasche, und verdammte sich, als er nur wenige Groschen vorfand, daß er in eine Gesellschaft gegangen sei, aus der er nicht

einmal mit einem anständigen Trinkgelde scheiden könne.

Adelaide war die erste, die ihn störte. Er machte ihr im ersten Augenblick ein recht grämliches Gesicht. Doch sie ließ sich nicht schrecken. Sie fing von seiner Mondscheinsonate an zu sprechen, und sagte ihm, wie sie von diesem Werke ganz bezaubert worden sei.

Er versetzte: „Sie haben die Sonate wohl schwerlich verstanden, mein Fräulein!“ wurde aber sogleich nach diesen Worten sehr verlegen. Das dauerte einige Augenblicke. Auf einmal hob er wieder kecker an:

„Nehmen Sie mir's nicht übel! Sie können mich so leicht nicht verstehen, denn ich komponire blos für die Zukunft!“

Noch hatte er sie kaum angesehen. Erst jetzt fiel sein Blick auf die liebliche Gestalt des Mäd-

chens und begegnete ihrem Auge voll süßer Schwärmerei. Es sah ihn daraus eine Seele an, und schien ihm zu sagen, „wenn ich Dich nicht verstehe, so versteht Dich Niemand!" Die Menschen sind so. Wer sie sucht, dem weichen sie stolz aus; wer sich vor ihnen zurückzieht, dem gehen sie nach. — Bald hatte sich um Ludwig eine Gruppe gebildet, die deutlich verrieth, wie sehr er der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit sei.

Erdmann ersuchte den Gast, der Gesellschaft eine freie Phantasie auf dem Pianoforte zum Besten zu geben. Es kostete Mühe, ihn dazu zu bewegen. Doch endlich spielte er, freilich aber so, daß er bald keinen Zuhörer weiter hatte, als — die schöne Adelaide. Alles war fort und im Garten verstreut. Man lachte, man scherzte, man lärmte. Vom zauberischen Strahl des Mondes verklärt stand die himmlische Adelaide allein vor ihm; eine Thräne

leuchtete in ihrem Auge. Er faßte ihre Hand, drückte sie dankend an seine Lippen; sie erwiederte den Druck; er umschlang sie, preßte einen Kuß auf ihre Lippen, und ging davon, ohne ein Wort zu sagen.

II.

Der Freund.

„Ist es möglich?“ rief Florio aus, als er seinen Freund Ludwig in die Weinstube treten sah; „ich denke, Du bist heute bei Erdmann's?“

„Ich bin fortgelaufen!“ versetzte Ludwig, „weil ich es nicht mehr aushalten konnte. Denke Dir, lieber Florio, all das nichtssagende, fade Affengesindel um Dich her, die einen Künstler für nichts Besseres, als für einen Seiltänzer ansehen, der seine Stückchen produciren soll — denke Dir all die Kerle, die nichts als gute Kleidung und Geld haben, die alle Augenblicke vor dem Spiegel ihre Toilette machen, und dann den Daumen unter dem Arme in die

Weste gestemmt vor Einem vorbeipatrouilliren, mit einem Blicke — o guter Florio, es läßt sich darüber gar nichts sagen! Genug, in der Nähe solcher Subjekte halt' ich nun einmal nicht aus — es wird mir schlimm, wenn ich sie sehe. Und weil deren mehrere dort waren, so fühlte ich die Nothwendigkeit, fortzugehen. — Aber, glücklich bin ich, ich sage Dir, über alle Maßen glücklich! Du siehst mich heute freudvoll, vielleicht bald gedankenvoll, oder gar leidvoll!"

„Das Lied von Goethe scheint Dir sehr mitzuspielen!" sagte Florio.

„Ich habe eine Melodie dazu fertig," erwiederte Ludwig, ein Blatt Papier aus der Tasche ziehend. „Sieh, was sagst Du dazu?"

„O herrlich! herrlich!" rief Florio aus! „Schon der Anfang! — Und dieser Schluß, der das Herz

in immer engern Kreisen einspinnt! — Beethoven, Du bist doch ein göttlicher Kerl!"

„Das sagst Du," versetzte Ludwig, „der einzige Freund, der etwas aus mir macht. Denn die andern Freunde sind fast noch schlimmer, als meine Feinde. Wer Einen genau kennt, denkt nun einmal, man müsse so ungefähr seines gleichen sein, und nimmt es Einem ordentlich übel, wenn man einmal auf einen Berggipfel hinauf springt, wo er nichts mehr von Einem sieht. Ein rechter Geist soll aber nicht blos auf den Gipfel, sondern von einem Gipfel zum andern springen — das ist meine Meinung, von der freilich die Herren Eilau, Melos, Regel u. s. w. nichts wissen wollen. — Kellner, eine Flasche Champagner! — Lieber Florio, ich bin heute außer mir!" —

„Ich bitte Dich, hast Du denn Geld?" fragte Florio.

„Was fragen wir nach Geld!" erwiederte Ludwig. „Geld, mein Florio, ist ein Ding, das ich jeden Tag tausendmal anspucke — Geld ist der eigentliche Satan, der Erzfeind alles Großen und Schönen, und der Busenfreund alles Gemeinen und Verworfenen, Geld ist der gemeinste, elendeste Koth — ich kann Dir nicht sagen, wie unaussprechlich ich's verachte. Du weißt, Florio, ich bin ein armer Teufel, ich bin aber heute selig! Darum will ich Champagner trinken! Und damit Punktum!"

Der Champagner kam.

„Willst Du Dich denn heute berauschen?" fragte Florio.

„O, ich bin schon berauscht, ehe ich trinke," versetzte Ludwig. „Ich bin überhaupt fast immerfort berauscht. Gott sei Dank, daß ich mich mit Dir allein sehe! Bei Erdmann's war es gräßlich — lauter crasser, dicker Erdgeist — lauter Geld

— lauter Staat — lauter Nichts — und doch zum Gegensatz ein Etwas, ein himmlisches Etwas — ich sage Dir, es gibt ein Etwas, das Adelaide heißt, und dieses Etwas — — komm, Adelaide soll leben!"

Florio stieß an, einstimmend in den Ruf: „Adelaide soll leben!"

„Es trifft eigen," versetzte Florio; „da hab' ich mir gerade heute ein Gedicht abgeschrieben, das „Adelaide" betitelt ist. Es ist von einem gewissen Matthisson. Ich sage Dir, das Lied hat mich ganz verrückt gemacht!"

„Her damit! Florio," rief Ludwig, und griff hastig nach dem Papier, das ihm Florio überreichte.

Ludwig murmelte das Gedicht halblaut vor sich hin, manchmal pausirend, und zu Boden starrend — Thränen traten ihm in die Augen — end-

lich sagte er: „Das Gedicht ist kein Gedicht; es ist eine Musik, und der verwünschte Poet — wie heißt er? — Matthäus!"

„Willst ihn gar zu einem Evangelisten machen?" lachte Florio. „Matthisson heißt er."

„Also der verteufelte Matthisson hat mich um die Gedanken dieses Abends bestohlen! Sieh nur einmal an; das ist ja lauter Melodie; das lebt immer mehr und mehr auf, es wird immer ärger — da beben die Blätter — da rauscht es — da singt es — da regt sich Alles immer mehr und immer mehr — da geräth ja die ganze Schöpfung am Ende in eine selige Revolution! Sieh, oder vielmehr höre — laß uns erst einmal trinken! — der Champagner ist nicht schlecht! — wir müssen den Herrn Fontano leben lassen!

„Herr Fontano! Sie sollen leben!"

Florio stieß an.

Fontano erzwang ein freundliches Gesicht; denn Ludwig war eine der bedeutendsten Nummern in seinem Buche. Doch hoffte er, einst noch bezahlt zu werden, und blieb daher möglichst höflich.

„Ich sage Dir, Florio," fuhr Ludwig fort, „die Leute wissen nichts von der Kunst. Ach, es wird einmal eine Zeit kommen, wo sie mir ein Monument setzen, und noch weniger von der Kunst wissen werden, als jetzt. Da ist ein Ort, oder vielmehr eine Stadt, oder vielmehr ein klein Paris, liegt in Sachsen, heißt Leipzig; dort gibt es vielen Kaffee, Zucker, guten Tabak, himmlische Cigarren, Seidenzeuche, Tuch und viele Kaufleute — aber die Kerle sind gar nicht so dumm — man rühmt unser Süddeutschland — ja, wenn's auf Ohrenkitzel ankommt, da mag's angehen — aber wenn man ein wenig tiefer will, da ist es nichts mit dem guten Wien — doch jenes Leipzig, das hab' ich

in mein Herz geschlossen — ich möchte es wohl einmal sehen! Man hat es mir oft als eine recht prosaische Stadt geschildert — aber — Gott, man strebt immer in die Ferne!

„Willst du immer weiter schweifen?
Sieh', das Gute liegt so nah'!"

sagt mein unbekannter Freund. Ich versich're Dich, mit Schiller ist's nicht viel — aber der Goethe hat den Teufel im Leibe! — Freilich Shakspeare geht über Alles. Da ist der Jean Paul — der spielt mir auch gehörig mit.

Er soll leben."

— Florio wollte Einwürfe machen!

„Sst! st!" sagte Ludwig. „Seine Dichtung ist meine Musik!"

Florio stieß an! Es wurden zwei Gläser auf Jean Pauls Wohl geleert.

„Ich habe eine neue Symphonie fertig," sagte

Ludwig; „ich muß sie nur noch aufschreiben. Sie geht aus C—moll. Es ist ein närrisches Ding. Wenn ich nur nicht über dem Schlusse sterbe, denn der geht fast über menschliche Kräfte. — Er hat mir schon viele schlaflose Nächte gemacht dieser Schluß! Es soll das Höchste werden, was existirt."

„Du hörst nicht auf mich!" sagte Florio. „Ich werde an Dir noch zu kuriren bekommen!"

„Ja," versetzte Ludwig, „wenn ein Künstler auf einen Arzt hören wollte, dann hieß es: Ade! o Kunst! Ein Künstler soll das Uebermenschliche leisten, dazu gehören auch übermenschliche Anstrengungen!"

„Und wenn Du Dir dadurch einen frühen Tod zuziehst?" fragte Florio.

„Punktum!" versetzte Ludwig. „So tröste ich mich damit, daß ich ewig leben werde. Es wäre mir sehr lieb, wenn der Scharfrichter für Geld und gute Worte Jedem den Kopf abhacken dürfte, der

mit diesem Anliegen zu ihm käme. Ich würde gleich zu ihm hinauseilen, und mir dieses armselige caput, in dem jetzt eben nichts weiter steckt, als eine C — moll Symphonie, vom Rumpfe trennen lassen. Dann könnte kein Advokatenhund mir mehr etwas anhaben. Dann wären alle die Wechsel bezahlt, durch die man sich dem Teufel verschreibt!"

„Du wirst noch Dein Glück machen!" tröstete Florio.

„Glück machen!" spottete Ludwig. „Lieber Freund, Kunst und Glück — was man so im gewöhnlichen Sinne unter Glück versteht — sind ewige Antipoden. Ich werde mein ganzes Leben hindurch unglücklich bleiben! Heute bin ich selig! Noch einmal: „Adelaide lebe!" Florio stieß an. Beethovens Glas zerbrach. „Ei sieh doch, das ist ja ein recht böses Omen!" rief er aus. Er wollte noch eine zweite Flasche trinken, doch der junge

Doktor der Medicin, sein Busenfreund, zog ihn mit sich fort, und begleitete ihn bis an sein Haus, d. h. das Haus, wo er vier Treppen hoch zur Miethe wohnte, denn Künstler haben keine Häuser.

III.

Adelaide.

Die Nachtigall schlug in dem Gebüsch — der Wasserfall rauschte — Schmetterlinge und Seejungfern spielten am Bache — die Blumen und Gräser bewegten sich leise in den Hauchen der Frühlingsluft — die Felsen schimmerten im Sonnenstrahl und zeigten auf ihrem halbbemoosten Gestein tausend wundersame Bildungen — und die Hauche, und die Strahlen und die manchfaltigen Farben der umher blühenden Blumen waren wie eine Musik, die in scheinbar regelloser Unordnung tausend reizende Melodieen durcheinander wirft.

Da saß denn Ludwig ganz allein auf einer

Rasenbank unter dem Schatten einer alten Eiche, deren seltsam geformte Gestalt ihm wie das Bild seiner neuesten Symphonie vorkam. Die Eiche ging aus C — moll, und umher war lauter Es- und Asdur.

Ludwig lehnte sich nachlässig an den Stamm der Eiche. Sein Hut lag ziemlich weit von ihm, fast halb in dem vorüberfließenden Bache. Er hatte ein Blatt Papier vor sich, auf dem Matthissons Gedicht stand. Je öfter er es las, desto farbiger blühten die Blumen, ja sie tönten sogar, und besonders die Maiblumen läuteten ordentlich mit ihren Glöckchen, als wollten sie ihn in lauter Seligkeit und Himmel einwiegen. Er sah schwärmerisch in das unermeßliche Blau hinaus. Der Wasserfall musicirte; die fernen Berge sandten Echo's von süßen Melodieen herüber, das Laub der Eiche und die Blätter der umstehenden Gebüsche regten sich immer

lebendiger, und selbst die Wolken über ihm waren mit ihrem goldnen Schimmer lauter Klang und überirdischer Ton — und Alles, was er um sich sah, wiederholte ihm nur einen süßen Namen — und der Name hieß: „Adelaide!“

Es war ein seliger Traum. Das aschgraue Leben nahm goldene Farben an; die todte, starre Zukunft sah ihn an wie ein rosenfarbenes, endloses Paradies; der kalte Leichnam der Hoffnung richtete sich aus dem Grabe empor, und flüsterte ihm zu: „ich lebe wieder! Und bald trete ich als Erfüllung Dir entgegen!“

Und da träumte ihm von einer A-dur, Pastoral- und B-dur und F-dur-Symphonie und von einer Menge herrlichen Werken, die alle in reizenden Mädchengestalten wie überirdische Wesen vor ihm vorüberschwebten, von Strahlen der ewigen Schönheit umflossen.

Eh' er wußte, was er gethan, stand eine Melodie auf dem Notenblatt, welches er bei sich führte.

Er küßte das Blatt, und stammelte unter Thränen: „Adelaide! Adelaide! Ach, meine unendlich geliebte Adelaide!"

Den Tag darauf war eine zierliche Abschrift von dem Liede in Adelaidens Händen.

IV.

Die Entsagung.

Ludwig saß an einem Herbstabend mit seinem Freunde Florio wieder bei dem Italiener Fontano in einem poetischen Winkel der Weinstube. Florio war beinah ein halbes Jahr verreist gewesen und so eben erst wieder zurückgekommen.

„Beethoven, Du fängst an zu trinken," sagte Florio, „wie ich so eben von jemand gehört habe."

„Es zerschneidet mir das Herz, daß ich trinken muß," entgegnete Beethoven. „Es wird blos periodisch sein."

„Es schweben mir traurige Geschichten vor von

Solchen, die zum Branntwein heruntersanken," sagte Florio. „Mein lieber, guter Beethoven, ich beschwöre Dich, schone Deine Natur!"

„Haha!" lachte Ludwig. „Ein Künstler! Und sich schonen! Schweig, mein Doktor! Und wenn ich morgen sterbe, so ist es vielleicht um desto besser! Im Vertrauen gesagt, ich sehne mich recht sehr nach dem Tode. Ich habe oft nachgedacht, was wohl die größte Schande sein möchte, sich das Leben zu nehmen, oder mit Schande in der Welt zu existiren."

„Und gibt Dir die Musik keine Antwort?" versetzte Florio. „Du weißt ja, ich bin trotz meiner Medicin auch ein Stück von einem Musikus. Sonst hatte ich ein Pianoforte. Der Teufel hat es geholt. Ich spielte jetzt gern manchmal bei Dir, aber mag es Dir nicht zumuthen, mich anzuhören."

„Florio, ich rede offen," sagte Beethoven,

„ich mag gar Niemand auf meinem Zimmer vor mir spielen hören — Du hast mich oft recht gemartert mit Deinen crassen Accorden und fürchterlichen Uebergängen, mir schaudert die Haut, wenn ich daran denke." —

„Verzeihung!" rief Florio, das erste Glas der zweiten Flasche einschenkend. „Ich fühle am Ende so viel, wie Du, ich kann es aber nicht so ausdrücken. Bedenke, ich muß Kranke kuriren!"

„Und ich," fiel Ludwig ein, „soll eine Musik kuriren, die hoffentlich bald die Pest kriegen wird. Wer ist nun schlimmer dran, ich oder Du? Du hast manche glückliche Kuren gemacht. Aber die Herren Regel und Melos herzustellen, daran muß ich bei meinen Lebzeiten verzweifeln!"

„Apropos!" sagte Florio. „Wie steht es mit jener Adelaide?"

„Sie hat geheirathet!" versetzte Ludwig, sar-

donisch lachend. „Sie ist vielleicht glücklicher, als sie je mit mir geworden sein würde.“

In das Lachen Beethovens mischten sich Thränen. „Höre, Florio,“ fuhr er fort, „Du bist für diese Welt gemacht, und diese Welt ist für Dich gemacht; aber ich — ich sage Dir — ich bin nun mit der Welt und mit der Liebe fertig. Die Adelaide — ach, wie liebte ich sie! — ich habe um sie geraset — ich verdanke ihr zwei neue Symphonieen und eine Oper dazu und noch extra zwei Trio's und eine Sonate — sieh', die Adelaide — sie hat den Baron von Holzendorf geheirathet, einen langen, dürren, ausgemergelten blassen Kerl — ich bin nicht schön — aber, guter Florio, ich denke, ich nehme es noch auf mit dieser Bohnenstange, die kein Herz hat, sondern nur Geld und Güter. Ach, und ich hatte bei meiner Armuth ein so reiches Herz, und es gehörte ganz Adelaiden.“

„Ich schickte ihr das Lied von Matthisson, das mir wohl nicht ganz übel gelungen ist. Sie schrieb mir. Es erfolgten mehrere heimliche Zusammenkünfte. Wir verlebten selige Tage. Ich sage Dir, das Mädchen war ganz weg, und ich war es auch.

Ich besuchte darauf Erdmann's öfters. Auf einmal erhalte ich ein Billet von dem Herrn Vater, worin er sich meine Besuche verbittet.

Ich saß da wie vor den Kopf geschlagen. Ich brauchte Geld, und konnte doch nichts komponiren. Verzeih' mir, ich bin ein Mensch; man wird mich vielleicht später einmal für etwas mehr ansehen. Dir muß ich Alles sagen. Acht Tage später höre ich, daß Adelaide mit dem dürren Pfeifenrohr von einem Baron verheirathet ist. Ich habe die nächsten vierzehn Nächte darauf nicht geschlafen. Jetzt schlafe ich aber wieder recht ruhig. O mein Florio, von nun an lebe ich in dieser Welt blos für eine höhere.

Ich habe herrliche Träume gehabt. Ich weiß von einer Zukunft, die mich für alle Qualen belohnen wird. Sieh', manchmal ist mir zu Muth, als ob ich gestorben wäre, und als ob da nach meinem Tode mein Geist in einen Concertsaal schwebte, wo alle Lippen meinen Namen flüsterten — es beginnt meine C-moll-Symphonie — man lauscht — man fühlt einen Schauer — Es- und As-dur wiegen Alles in süße Schwärmereien ein — das Publikum sinkt in einen seligen Schlummer — C-dur weckt es gewaltig auf — es kommt ein Riese daher — ach, was soll ich aber reden — ich schwöre Dir, wenn dieses Werk nicht wirkt, wenn es nicht bis in's innerste Mark erschüttert, so ist die ganze Welt ein dummer, plumper Klotz, aber nur unter uns gesagt, den Herren Regel und Melos werden ihre langen Ohren bei meiner Symphonie noch um eine Elle länger wachsen."

„Und Adelaide?" fragte Florio.

„Laß sie ruhen!" versetzte Ludwig! — „Ich liebe nichts Irdisches wieder. Meine Adelaide, meine ewige Geliebte ist fortan die Tonkunst. Ich werde eine fruchtbare Ehe mit ihr führen. Die Frauenzimmer sind nun bei mir völlig abgethan. Manchmal möchte ich freilich verrückt werden, wenn ich so eine schöne Gestalt vor mir sehe, die lauter Melodie ist, lauter Wohllaut. Aber ich suche von nun an Dissonanzen, und verhöhne alle diese gemeine Harmonie. Bald werde ich auch die Männer, demnach also die ganze Menschheit von mir abthun!"

„Also mich wohl auch?" versetzte Florio.

„Ich weiß nicht, ob ich Dich werde ausnehmen können!" erwiederte Ludwig. „Wenn ich an meine D-moll Symphonie denke, die einmal mein letztes Werk werden soll, zu der ich aber lange noch

nicht reif bin — da kann von Dir auch keine Rede mehr sein — da wird sich's blos im Großen um einen ungeheuern Haß und eine ungeheure Liebe zu der ganzen Menschheit handeln!"

„Florio," fuhr er fort, „es übermannt mich plötzlich eine rechte Weichheit — Laß uns gehen! Noch ein Glas auf

„Adelaide!"

Und auf:

„Unsere Freundschaft bis in eine andere Welt!"

Thränen in den Augen stand Ludwig auf und riß Florio mit sich fort.

Beethovens neunte Symphonie.

I.

Der Spaziergang.

Einsam ging ein alter Mensch an einem schönen Frühlingsabend durch die Auen. Manchmal blieb er sinnend stehen, manchmal setzte er sich, das Haupt senkend, nieder und verlor sich träumerisch in längst vergangene schönere Zeiten. Seine Seele war voll von einem tiefen Schmerz, dem er keinen Namen zu geben wußte; er sehnte sich noch einmal nach Allem, was er nie besessen, und zwei helle Thränen liefen

ihm über die Wangen herunter. Sein Herz war so traurig, und die Welt war so schön, und das Abendroth strahlte so rosig, und die ganze Erde grünte und blühte und schimmerte und regte sich freudig um ihn her; aber er war betrübt bis in den Tod. Jahre waren vergangen, seit er die Nachtigall und den Kukuk, seine Lieblinge, nicht mehr singen hören konnte; es erklangen um ihn her tausend frohe Lieder, aber seinem tonliebenden Ohr war jeder Ton verschlossen. Und da fühlte er sich so ausgeschieden von der Freude der ganzen Schöpfung so allein und für sich stehend, wie gar nicht gehörend zu den Menschen, die weder seine Wonnen verstanden, noch auf sein Weh geachtet hatten; die Geliebte trat ihm vor die Seele, die ihn vergaß, und sein Herz brach zum zweitenmale; es zogen an ihm vorüber die Bilder aller Freunde, und auch der Feinde, die sein Inneres oft bluten machten; er sah

alle die Hohen und Reichen, die seinen Werth nicht faßten und gleichgültig=stolz an ihm vorübergegangen waren, oder ihn nur als eine Curiosität betrachtet hatten; er sah die Stadt vor sich ausgebreitet, die seine Werke nicht würdigte, und das in ihm ruhende Unsterbliche fühllos als Beute den gemeinen irdischen Sorgen seines freudenlosen Daseins überließ — da übermannte ihn knirrschender Unmuth; Groll und Menschenhaß schüttelten alle seine sanfteren Gefühle disharmonisch durcheinander; er ballte die Faust, Flüche schwebten auf seinen Lippen, und seine sonst weiche, liebende Brust begann zu kochen und zu wallen wie ein Vulkan, der mit Verderben und Zerstörung schwanger ist. Er dachte an die Kindheit, wo ihn schon sein harter Vater in die dunkle Kammer sperrte; aber er dachte auch an die zärtliche Mutter, die ihn so unendlich liebte, und die Erinnerung an sie fiel wie ein Strahl des Himmels in

seine Nacht. Es kamen ihm all die Stunden wieder, wo er, seine Größe voraus fühlend, unerkannt und unbemerkt im Winkel darbend weinte und mit Wahnsinn rang; aber das lächelnde Abendroth erzählte ihm auch von allen den schönen Momenten, wo ihn die Flügel der Künstlerbegeisterung emporgetragen hatten über den Staub vergänglicher Pracht und vergänglichen Elends.

Er schaute die Gestalten seiner herzlosen Verfolger, die mit Hohnlachen an ihm vorbeizogen, und von dem Heiligsten und Göttlichsten seines edeln Selbst sagten: „ein fades Nichts!" — aber da erschien ihm wieder in all seiner heitern und liebevollen Gutmüthigkeit das freundlich lächelnde würdige Bild des Vater Haydn — und da schmolz ihm das Herz in sanfte Empfindungen.

Tief sank er in süße Träume — vor seiner Phantasie webte eine Fülle von holden Bildern —

und als er das Auge erhob — ha, wahrhaftig, es war keine Täuschung — auf einmal stand Vater Haydn vor ihm, und blickte ihn, verklärt vom abendlichen Schimmer, liebend an!

„Schwebst Du aus höhern Regionen zu mir nieder?“ redete er die von einem Heiligenschein umflossene Gestalt an. „Nahst Du, um mich abzurufen in jenes Land, nach dem sich meine müde, zerrissene Seele schon so lange sehnte? Bist Du der Todesbote, der mir in dem unvergeßlichen Bilde des verehrten Freundes vom Himmel gesendet wird, um mir mit weicher Hand die Dornenkrone von der wunden Schläfe abzunehmen, deren Stachel immer durch die Lorbeerkrone drangen?“

„Du Armer und Guter, und du Hoher und Herrlicher,“ erwiederte Haydn mit sanftem Lächeln, „warum so traurig? Und wenn ich nun der Prophet wäre, der Dir das Scheiden verkündigte; sieh

mich an in meiner seligen Heiterkeit! Würdest Du mir nicht gerne folgen? Hast Du nicht dein Ziel erreicht? Ein Ziel, vor dem sich alle irdische Hoheit beschämt verbergen muß? Weißt Du noch, als ich Dir einst die Worte sagte: „Wenn ich noch einmal anfangen könnte, so wollte ich ganz andere, noch nie gehörte Werke schaffen — dieß ist Dir aufbehalten!" Meine Prophezeihung ist eingetroffen, und Du kannst nun mit freudigem Stolz eingehen in die höhere Unsterblichkeit, wo Dich ein Lorbeer ohne Dornen schmückt!"

„Noch Eins liegt mir nur auf der Seele," sagte der Traurige; ich kann die Welt nicht ruhig verlassen, bevor ich nicht meinen Schwanengesang gesungen habe; dieser wird mich das Leben kosten — aber dann will ich auch gern scheiden!"

„So ist es Dir bestimmt," versetzte Haydn mit feierlichem Ernst; „ich künde Dir es an, Du

wirst den nächsten Frühling nicht erleben; aber dann wirst Du über den Sternen thronen, wirst in Entzücken vergehen über die Herrlichkeit Deiner eignen Symphonieen, die Dein Ohr so lange nicht vernahm, wirst die melodischen Töne einer überirdischen Sprache hören, so wie Du jetzt mich hörest."

„O welche Wonne," rief der Entzückte aus, „daß ich wie durch eine wunderbare höhere Gewalt in diesen Momenten den Klang Deiner Stimme vernehmen kann! Bedenke, mein hoher Freund, ob mich Aergeres betreffen konnte! Und ach, gib mir Antwort, werd' ich meinen Schwanengesang noch vollenden, ehe ich hinübergehe?"

„Du wirst ihn vollenden!" erwiederte Haydn, „und er wird noch nach tausend Jahren tönen! Ich bringe Dir die Weihe und die Kraft dazu vom Himmel, daß Deine letzte Schöpfung Alles enthalte, was noch unausgesprochen in den tiefsten Tiefen

Deiner Seele lag, daß sie ein Bild werde Deines heiligsten Selbst, anfangs unverstanden und verworfen, dann geahnet und angestaunt, später gefaßt und geliebt, und endlich bewundert und gepriesen in ewige Zeiten! — Und mit diesem Worte nimm mein Lebewohl bis auf das nahe Wiedersehen!"

Die Gestalt war verschwunden. Hatte die erregte Phantasie dem Einsamen sie nur vorgezaubert, oder war sie wirklich? Er fühlte in seinem Innern plötzlich den wie aus einem Schlaf erweckten Genius, sein Auge rollte wild und phantastisch am Himmelsgewölbe umher, ihn durchzuckten innere Blitze, sein ganzes Wesen war ein Tumult, er riß ein Notenblatt aus dem Busen, und warf eine Quintenfigur in Sextolen hin — A-moll — ängstliche, erwartungsvolle Bewegung — zitternde Spannung.

„Also wieder düster?" rief er aus. Ich wollte ja doch die Freude singen, die sich über den

Schmerz erhebt! Und dennoch fühl' ich, daß dieß mein rechter, so lange gesuchter Anfang ist!"

Er sah das Blättchen wehmüthig an und steckte es zu den andern, die er heute wieder in Gottes freier Welt um so manche Ideen bereichert hatte.

Auf einmal überwältigte ihn eine innere Bewegung; er stürzte auf seine Kniee, preßte die Hände krampfhaft in einander, hob das nasse Auge gen Himmel und rief:

„O Gehör! Nur auf einige Augenblicke noch einmal Gehör! Ich kann's ja sonst nicht schaffen! Ich ringe mit Dir, mein Gott; erfülle mir nur dieß einzige Gebet! Laß, o laß mich die Stimmen des Frühlings vernehmen, nur auf wenige Momente!"

Und — er vernahm die Stimmen des Frühlings — entzückt wollte er sich erheben, aber er konnte nicht vor übermächtiger Rührung und verharrte auf den Knieen in der betenden Stellung.

Er hörte das liebliche Rauschen des Baumes neben sich flüstern, er hörte das tausendstimmige Trillern der Lerchen durcheinander wogen, er vernahm das tiefsehnsüchtige Flöten der Nachtigallen und das Rufen des frohen Kukuks vom Walde her, er hörte das Murmeln der Quellen und das Brausen des Wasserfalles und die Donner eines fernen Gewitters, und das Schwirren und Summen der Käfer und Insekten, und das Rauschen der Saaten, und die Clarinette eines Schäfers, die den Choral:

„Freu' dich sehr, o meine Seele"

spielte.

Leise stimmte er, immer noch knieend, in den Choral ein, indem seine dankenden Thränen flossen. Alle Abgründe der Welt rollten und klangen um ihn her von geheimnißvollem, allgewaltigem Frühlingsleben und seliger schöpferischer Kraft. Die Lösung des Räthsels, um die er sich suchend abge-

ängstigt hatte, war ihm erschlossen — der große Hymnus der Freude war gefunden!

Doch der schöne Augenblick verschwand — die Melodieen der großen Naturmusik vertönten in leiseren und leiseren Echo's vor seinem Ohr — dann kehrte die klang= und freudenlose Taubheit wieder, und Alles um ihn her war — todt und stumm. — —

II.

Die Nacht.

— Es war schon still in den Straßen der Stadt, als Beethoven einsam in seinem Zimmer mit heftigen Schritten auf- und niederging. Die trauliche Lampe brannte, bei deren geisterhaftem Schimmer er so viel geschaffen — ein leeres Notenblatt lag auf dem Tische — der schöne Flügel, ein Geschenk aus England, auf dem er so eben, aber ach! ohne sich zu hören, phantasirt hatte, stand noch geöffnet. Seine innere Welt war aufgelebt — er hatte in Hoffmann's Phantasiestücken heute wieder das Lob seiner C-moll-Symphonie gelesen; ach, der Beifall hebt so sehr des Künstlers

Kraft! — Lange Tage hindurch hatten ihn Angst und Schmerz gefoltert — schwarze, gespenstische Gestalten und grinsende Larven waren nicht von seiner Seite gewichen und hatten ihn umhergerissen in trostlosen Labyrinthen der schneidendsten Mißklänge. Aber jetzt schwebte er als Herrscher über ihnen — er fühlte, daß er die Höllengeister nun besiegt, er empfand, daß er sie nach Gefallen citiren konnte, daß sie aber über seine freigewordene, triumphirende Seele keine Macht mehr hatten. Er fürchtete sich jedesmal, ein großes Werk anzufangen; noch schwankte er, aber stärker und stärker ergriff ihn die Begeisterung, und ihre ältere Schwester, die Besonnenheit, winkte ihm freundlich zu — der Kern aller seiner bisherigen Werke begann ihm wunderbar aufzuleben, all sein Streben von Kindheit an, seine Künstlerlust, seine Künstlerpein, sein ganzes Dasein mit allen Farben malte sich ihm in einem neuen Lichte — all seine

stillen phantastischen Spaziergänge traten ihm vor die Seele — alte Träume lächelten ihn an — begrabene Hoffnungen richteten sich mit ihren blassen Gesichtern vor ihm auf und deuteten nach den Sternen — qualvolle Nächte, wonnige Frühlingstage, tobende Gewitter, goldne Abendwolken, helle Morgenröthen, silberne Mondscheindämmerungen, höllische Fratzen, liebliche Engelsbilder, Tänze der Todten um Mitternacht, schaurige Grabgewölbe, blumige Wiesen, schwarze Abgründe, himmelnahe, sonnenhelle Berggipfel, eisstarre Winter, schwüle Sommer mit ihren erquickenden Abenden, öde Wüsten, lachende Thäler und Hügel, wahnsinnig gewordene Freunde, in ihre Grüfte gesunkene Feinde, Schlachtfelder voll Leichen, frohe Landleute in heiterm Tanz, die Verdammten der Hölle, die Seligen des Himmels — Alles zog an ihm vorüber — wie Schlag auf Schlag folgende Blitze kreuzten sich die wild durcheinander jagenden Bilder.

Schon längst lag Schiller's „Ode an die Freude“ aufgeschlagen da — sein Genius hatte ihm gesagt, daß sie den Grundton zu seinem „Schwanengesange“ geben sollte; aber noch war ihm bis heute seine Idee aus dem Dunkel der Ahnung nicht an's Licht getreten. Er wollte nicht Nachahmer des Dichters sein; er wollte eine ganz neue originelle Schöpfung gebären. Und wie sich einem Werke der Kunst gern der Stempel der Lebensperiode aufdrückt, in der es der Künstler erzeugt, so geschah es auch ihm. Oft hatte er sich verhöhnt. Eine „Ode der Freude“ in den Tagen Deiner Schwermuth, wo Dir's leichter werden möchte, eine Satyre auf alle frohen Empfindungen zu komponiren? Mit der Seele voll Verstimmung, Verdruß und Menschenhaß — Du? eine Ode an die Freude, wo Du rasen möchtest vor Unmuth?

Und dann wollte es ihm der Dämon seiner alten Necklust wohl gar eingeben, ein Werk zu schrei-

ben, über das sich alle Musiker die Köpfe zerbrächen, mit solchen Schwierigkeiten, daß sich's gar nicht ausführen ließe, oder das abscheulich klänge, wenn man's wirklich spielte. Alle solche Gedanken erschienen ihm aber jetzt klein; hell war ihm seine Idee aufgegangen, in die er dergleichen Launen wohl auch zur Schattirung getrost einweben durfte — er wollte nämlich „das Hervorgehen der Freude aus der Verzweiflung" schildern. Beide sollten contrastirt werden, er wollte sie einen Kampf bestehen lassen auf Tod und Leben, aber am Ende sollte die Freude siegen — dabei fand er Gelegenheit, einmal sein ganzes Herz auszuschütten. Nach dem Publikum wollte er dabei gar nicht fragen, er wollte sich nur selbst geben und seinen Genius frei zeigen in all seiner Göttlichkeit und all seinen Wunderlichkeiten; denn er dachte, ein Meister, der sich sein ganzes Leben hindurch bemüht, die Welt zu ent=

zücken, dürfe wohl auch einmal von ihr verlangen, daß sie sich bemühe, ihn zu verstehen.

„Ja," rief er aus, „sie sollen nun einmal, ehe ich sterbe, Alles erfahren, was mir auf der Seele gelegen; ich will ihn mit gewaltigen Strichen hinmalen den großen Kampf des Weltenschmerzes mit der Weltenlust — und klagt ihnen auch mein eignes Weh aus den Tönen mit entgegen, so sollen sie doch sehen, daß ich mich siegreich erhebe über das irdische Leid gleich einem gen Himmel ragenden Kolosse!"

Und nun drangen sie alle auf ihn ein die redenden Instrumente mit ihren Farben, um ihm an dem großen Gemälde malen zu helfen; die heitere, himmelblaue Flöte, die kecke, morgenröthliche, hellblonde Clarinette, der schmeichelnde, summende, braundunkle Fagott, das ahnungsvolle, weiche, schattige, grüne Waldhorn, die kriegerische, blutigrothe Trom-

pete, die religiöse, todtenerweckende, schneeweiße Posaune, die empfindsame, regenbogenfarbige Geige, die klagende, lilafarbige Viola, das gemüthliche, sehnsüchtige, besänftigende, violettfarbige Violoncell, die schneidende, purpurn blinkende Oboe, das dem Dufte der dunkelrothen Nelken ähnelnde Bassethorn, der gewaltig herrschende, schwarzdunkle Violon, der romantische, zigeunerbräunliche Triangel, die blitzhellen Becken, und die zürnenden, donnernden, gewitterdunkeln Pauken — alle spielten ihm um das innere Ohr, das nicht das Schicksal des äußeren theilte — und er hörte schon in vollstimmigem Zusammenklang die ganze Symphonie ertönen.

Wie Dolche, Messer und Stecknadeln hatte ihn schon lange ein Heer von feindlichen Quinten verfolgt — wo er sich hinwandte, sie drohten ihm und vermehrten die Angst seiner Seele — er bannte sie in Noten, und trat ihnen mit dem Heldenschwert

schrecklich funkelnder Akkorde in D-moll gerüstet entgegen — aber selbst sein Heroismus war nur ein Sieg eines größern Schmerzes über die kleineren — die Quinten sahen es, und kehrten mit einem neuen Angriff wieder — da legte ihm ein Engel Blumen an's wunde Herz, und lispelte ihm holde Trostesworte zu — inniger und inniger umschlang ihn ein süßer Zauber — und endlich stieg die Freude bis zum Aufjauchzen des vollen Herzens. Aber ach, die stechenden Quälgeister kehrten wieder — wohl mischte sich darunter auch das süße Weh mit dem weinenden Himmelsangesicht — doch die düstere Leidenschaft, die runzliche Sorge, der hagere gelbe Neid, die grünäugige Mißgunst, die blasse verschrumpfte Verläumdung, der schielende, giftspeiende Haß, die Verzweiflung und alle Furien der Nacht stürmten ein auf den Mann mit dem sanften Herzen — ha, und der Engel mit den Blumen wuchs empor und verzerrte

sich zu dem langen, bleichen, riesengroßen Gespenst mit der Strohkrone — es war der wohlbekannte Wahnsinn! — er grins'te ihn höhnisch an, und sagte: „ich will auch meinen Theil an deinem Werke haben!“

Der musikalische Zauberer erhob sein Auge — sein ganzes Zimmer war bevölkert von bösen und guten Geistern — der Teufel trat heran und wollte ihm helfen um den Preis seiner Seele, daß er ein recht sinnbezauberndes Werk vollende — Zwerge streckten ihre langen Nasen aus den Winkeln hervor, und erzählten ihm von den Schätzen, die er ja brauchen und leicht gewinnen könne — doch er zeichnete schnell Kreuz auf Kreuz in seine Noten, wovor die Dämonen erschreckt entwichen. Da nahten wieder zwei Schwestern; eine in schwarzem Kleide und schwarzem Schleier, todtenbleich und verweint — sie hatte einen Dolch in der Hand, mit dem sie sich unauf-

hörlich die Brust durchstieß, ohne doch zu sterben — oder sie war vielmehr schon todt und lebte doch noch; die andere, schimmernd in bunter Farbenpracht, mit Rosen geschmückt, lächelnd und singend, mit himmelblauen Augen, goldenen Locken, Alles an ihr Fülle des heitern Lebens, und doch für ihn so todt und wie längst begraben; Beide rangen um ihn; jede wollte ihn in die andere Welt einführen. Seltsam! die Heitere hatte er zu lieben verlernt, und zu der Leichenhaften fühlte er sein Herz gezogen; sie halfen ihm Beide Noten auf die Blätter schreiben bis eine andere Gestalt sie verdrängte.

„Laßt ihn, meine Töchter, Trauer und Freude; ich, euer Vater, vereinige euer Beider Wesen, und will jetzt meinem Freunde behülflich sein!“

So sprach ein etwas mißgewachsener Alter, mit unregelmäßigen, aber höchst interessanten, aus Gis-moll und H-dur gemischten Gesichtszügen, der in

seinem Blicke eine wunderbare Aehnlichkeit mit Vater Haydn und mit Sterne hatte. Er setzte sich neben Beethoven an die ihm oft gegönnte Stelle, und erzählte ihm von einem Rendezvous zwischen einer Lerche und einer Federnelke, von einem übermäßigen Nonenakkord, den er so eben für einen Polizeidiener angesehen, von den Maskeraden der Todten auf dem Gottesacker zu Moderstädt, welches eigentlich der große Ballsaal in X. — wäre — und die Todten wären eigentlich lebendige Menschen, die aber ein absonderliches Verlangen nach der Schwindsucht und dem Sarge fühlten — von neu erfundenen Pistolen, die nach dem Losdrücken die lieblichsten Flötenmelodieen spielten — von Instrumenten, die Claviere, Kalender und zugleich auch Uhren in sich vereinigten, auf denen man sich in ein paar Minuten todt spielen könne — beim Anschlag des zwanzig gestrichenen C (des höchsten Tones) bleibe der

Athem aus, und man werde sanft vom Schlage gerührt — von den ästhetischen Soiréen der Maikäfer, wo gestern eine Hummel, eine Mücke und ein junger Maikäfer, ein höchst genialer Virtuos, sein letztes Trio gar herrlich aufgeführt hätten, und dergleichen tolle Dinge mehr.

„O wie froh bin ich, daß Du mir zur rechten Zeit erscheinst," versetzte Beethoven; „Dich brauch' ich jetzt; sieh, da ist eine Brücke, über die kann ich nicht kommen vor allen den feindlichen, wehrenden Gestalten. Aber mit Dir wird's doch gelingen. Drüben winkt das Land der Seligen! O führe mich dahin!"

„Belieben Ew. Wohlgeboren nur einmal mit Oktaven nach den Feinden zu werfen; sie müssen alle zum Teufel, und Ew. Wohlgeboren steht der Himmel offen!" sagte der Humor.

So entstand das Scherzo. Schon dämmerte der Morgen. Beethoven brach ab. — Er saß noch manche Nacht. Oft lag ihm die Seele in dem Körper wie der Unglückliche in dem Stier des Phalaris; oft schwelgte er in unaussprechlichem Entzücken. Am seligsten aber war er bei dem letzten Satze, wo er sich bei dem choralmäßigen Thema an die Clarinette des Schäfers erinnerte, welche ertönte, als er an dem himmlischen Frühlingstage betend auf den Knieen lag, und auf wenige Momente den großen Weltenhymnus hören durfte.

Glücklich hatte er nun sein Werk vollendet. Aber fast Niemandem wollte es gefallen, und am härtsten tadelten ihn seine trautesten Freunde. Doch es war ihm gleichgültig; ihm schien es sein größtes und bestes; er konnte daher ruhig sterben — und das that er am 27. März 1827, wo die beiden Schwe-

stern, die bleiche im schwarzen Flor, und die heitere rosenbekränzte vor sein Krankenlager traten, und ihn vereint in das Land führten, das er in seinen Tönen so oft geschildert hatte.

III.

Das Concert.

Was hatte ich doch für tolles Geschwätz anhören müssen über dein letztes Werk, du großer Dahingeschiedener, der du mich wieder einmal durch alle Himmel führtest! O warum mußten Jahre vergehen, wo deine gewaltige Tonschöpfung nur in stummen Notenzeichen vorhanden da lag, und wo Niemand ein Verlangen fühlte, dein theuerstes Vermächtniß in Andacht und Begeisterung zu genießen? Daß auch ich deinen „Schwanengesang" verkennen mußte! Aber ich kannte ihn ja gar nicht; es war verzeihlich! Komm aus deinem Grabe, bleicher Schat-

ten, und laß dir die Schuld abbitten! Laß dich umarmen für eine der seltenen seligen Stunden im irdischen Leben! Danke ich dir doch die meisten!

Aber wie konntet ihr mich auch so unverzeihlich belügen, die ihr euch zum Theil Kenner nennt, wie konntest selbst du, alter Freund Wallborn, mich glauben machen wollen, Beethoven habe Alles nur satyrisch gemeint, sein Werk sei eine Persiflage der Schillerschen Ode, hervorgegangen aus Haß der Welt und der Menschen und aus dem Unmuth über das Schicksal seiner letzten Jahre, wie konntest du wähnen, seine Taubheit habe ihn verhindert, auch mit dem innern Ohr zu hören, wie könntest du behaupten, die ganze Symphonie sei entweder nur ein Schelmenstreich, oder eine beklagenswerthe Verirrung? Gewiß, es war nicht dein Ernst; du wolltest mich zum Besten haben!

Es ist überhaupt eine mißliche Sache, Andern

nachzuurtheilen über Dinge, die man selbst nicht gesehen und gehört; man sollte sich zehn Jahre lang besinnen, ehe man den Genius einmal verdammt; denn wenn man's dann endlich im zehnten thut, so widerruft man's vielleicht im eilften doch wieder.

Wie mich doch schon die *Probe*, der ich beiwohnte, enttäuschte! Wie ich außer mir gerieth über die ununterbrochene Kette von Schönheiten, wo ich nur Karikatur und Unsinn erwartet hatte! Und nun erst das *Concert*, wo mir die Morgenröthe zur Glorie des lichten Tages wurde!

Daß aber auch die beiden allerliebsten Damen neben mir gerade die Zeit der Symphonie zu ihrer Lach- und Conversationsstunde machen mußten! O es war ein rechtes Leidwesen für eine andächtige musikalische Seele! Wie mußte ich nicht an mich halten, daß ich sie nicht mit einer höflichen Verbeugung folgendermaßen anredete: „Meine allerwerthesten und

schönsten Fräulein, die Sie mir Beide so außerordentlich gefallen, die ich aber in diesem Augenblicke ganz außerordentlich hasse, Sie scheinen gar nichts davon zu wissen, daß so eben die herrlichste Symphonie Beethoven's aufgeführt wird, ob Sie gleich die Zettel in den Händen halten, wo Sie's gedruckt lesen könnten — wenn Sie so unterhaltungslustig sind, so hätten Sie es zu Hause viel bequemer gehabt, und Sie hätten daher dort bleiben sollen, oder würden sehr wohl daran thun, sich sogleich dahin zu begeben, wozu ich Ihnen mit einer absonderlichen Freude meinen Arm leihen möchte" — doch ich zog es vor, nur einigemal recht artig mit dem Fuße zu stampfen, und mich von den beiden holden Wesen möglichst weit zu entfernen.

Sagt einmal, ihr lieben, ächten Musikmenschen, möchtet ihr die Leute, die während der schönsten Stellen Mozart's und Beethoven's im Concert-

saal neben euch schwatzen und lachen, oder, was noch hübscher ist, die Melodie nachträllern, — möchtet ihr sie nicht gleich beim Kragen packen und sie draußen die Treppe hinunterwerfen? Wie fangen wir's doch an, daß sie uns wenigstens unsern Beethoven nicht verkümmern?

Der große, gewaltige Geist der Symphonie trat mir nun schon bekannt entgegen; ich wußte, es galt die Freude des Daseins mit ihren gigantischen Schatten des Schmerzes, es galt die Entstehung des Lichtes aus einer tiefen, trostlosen, verzweiflungsvollen Nacht; ich hatte alle die schreckenden Dämonen und lieblichen Zaubergestalten schon gesehen, die nun in geweihter Stunde nochmals vor mich treten sollten.

Mit ängstlich erbebender Bewegung begann das Allegro ma non troppo un poco maestoso — die zweiten Violinen und Violoncelle stimmten pianis-

simo in Sextolen ihr befremdliches Quintengeflüster an, die Hörner hielten leise den Quintenakkord aus, die ersten Violinen und Violen kamen sotto voce mit ihrem unheimlichen und zugleich humoristischen Niederschlag der Quinten drein — überall blitzten diese Quinten wie aus gewitterschwülem Dämmern hervor — bis endlich die Oktave ihr Recht erhält, die mit leidenschaftlichem Unisono in die furchtbar flammenden D-moll-Akkorde leitet, welche den ganzen Krater der innern Verzweiflung dem erschrocknen Auge zeigen. Nun beginnt dasselbe Quintenspiel in D-moll — doch dießmal führt das Unisono der Oktaven nach B-dur; so ist nun schon die Licht- und Nachtseite der ganzen Symphonie offenbart — erst die Qual, und dann sogleich darauf der heroische Aufschwung über sie. Aber neu tobt der Schmerz heran, bis die Blasinstrumente mit ihren sanften himmlischen Modulationen eintreten — mit

einer aufsteigenden innigen Figur kommen ihnen Violine, Viole und Violoncell entgegen — abgerissene, kräftige Akkorde in B-dur — es herrscht reine lebendige Freude, bis das volle Orchester froh im Unisono stürmend den ersten Theil beschließt.

Der zweite Theil beginnt wieder mit dem Quintenspiel in D-moll, und geht durch D-dur mit wunderbarem Effekt nach G-moll über. Wehmüthige Modulationen der Clarinetten, Oboen und Fagotte in weichen Terzengängen — das ist der weinende, tief-schwermuthsvolle Schmerz, der an ferne, schöne, hoffnungslos verlorene Stunden gedenkt — es folgen mit dem Grundthema verwebte Gänge in C- und G-moll — wie verhöhnend bringen die Fagotte die aufsteigende innige Figur der Bässe aus dem lieblichen B-dur-Thema verzerrt wieder — ach die süßen Trostesstimmen hielten nicht, was sie versprochen — wir sehen all die idealischen Bilder un-

serer Jugend an, und sie sind häßliche Karikaturen geworden — da ermattet unser Streben — der Mensch hängt seinem Schmerze nach, wenn er am Ziel der Jahre steht, und ihm die schöne Jugend und die Freundschaft und die Liebe und Alles, Alles dahin ist, und er weiter nichts vor sich sieht, als — das offene Grab.

Klagt ihr über die Düsterheit dieses zweiten Theils, so denkt an Beethoven's letzte Lebenstage — seit funfzehn Jahren hatte er das Jammerschicksal der Taubheit und all' die Pein des Künstlers getragen, die ihm nicht einmal genügende Anerkennung versüßte. — Wien mochte wenig von seinen Werken wissen — ein Tanzkomponist kann sich dort bereichern, aber der tiefsinnige Genius lebt und stirbt in Gram — denkt euch das, und ihr werdet dem großen Tonschöpfer eine subjektive Melancholie

verzeihen — ist sie doch der Schatten, der die Lichtstrahlen um so herrlicher grundirt! —

Was soll ich von dem Scherzo, Molto vivace, sagen? Ist nicht Alles Leben darin, ist nicht das Ganze ein Zaubergewebe von frappanter Eigenthümlichkeit und überraschenden Genialitäten? Wir sind auf einmal hineingerissen in den magischen Kreis einer tanzenden, sonderbaren, tragikomischen Fröhlichkeit. Wenn im ersten Satze die ängstlichen Quinten herrschen, so regieren hier die lustigen Oktaven. Die zweiten Violinen fangen pianissimo das Thema an, es gesellt sich dazu die Viola, der die Bässe folgen; die Saiteninstrumente treiben ihre Scherze mit der Melodie — die Blasinstrumente sehen erst bloß zu und geben nur in einzelnen Lauten ihre Verwunderung zu erkennen; auf einmal faßt die erste Violine im Anstreifen die Flöte gleichsam bei der Hand und reißt sie mit in den bunten Tanz hinein, die Oboen

müssen mit nach, und nach einigen Takten folgt einstimmend das ganze Orchester dem verführerischen Beispiel.

Alles ist heiter, fließend, natürlich, voll Beweglichkeit und sprudelnden Witzes. Der zweite Theil beginnt mit aufwärts fortschreitenden, abgebrochenen Uebergangs-Lazzi's; die bald folgende Verflechtung der beiden D-dur-Thema's mit ihrem heitern Tändeln gehört zu dem Reizendsten und Lieblichsten, was Beethoven geschaffen hat. Bis zur Coda dauern die genial-muthwilligen Wechselscherze der Instrumente fort; dann wird das Ganze auf Beethoven'sche Art kurz und geistreich abgebrochen.

Wenn das Scherzo die tanzende, lachende, hüpfende, tändelnde, scherzende, lebhaft bewegte, mehr sinnliche Freude schilderte, so malt das Adagio molto e cantabile B-dur und das folgende Andante

moderato D-dur, die mehr aus den Tiefen der Seele steigende, stillere Geistesseligkeit, die von dem Jenseits träumt, und losgebunden von der irdischen Qual sich tief einwiegt in selige Ruhe. Hier herrscht eine Stimmung, wo dem Herzen so innig, so unaussprechlich wohl ist, wo es sich namenlos glücklich fühlt, daß es in reinem Selbstgenusse schwelgen darf.

Wer den heftigen, dissonirenden Tuttianfang des letzten Satzes zum erstenmale hört, der wird davor erschrecken und denken, Beethoven sei rasend geworden. Wie aber doch Alles in einem ganz andern Lichte erscheint, wenn man es im Zusammenhange mit der Idee des Komponisten betrachtet! Schon war der Schmerz durch das heitere Scherzo und das selige Adagio besiegt — jetzt tritt der neugerü-

stete Gegner auf einmal wieder auf, und thut mit seiner ganzen zermalmenden Kraft den letzten Anfall.

„Wohin soll ich vor Dir mich retten, du höllischer Dämon, der du mich mit dem Flammenschwerte stets aus meinen Paradiesen jagst? Wo soll ich die verlorne Freude wiederfinden?“

Das ungefähr wollen wohl die umherfragenden, höchst originellen Bässe der Recitative sagen.

„Soll ich mich dahin wenden? Doch da drohen wieder die unheimlichen beängstigenden Quinten. — Soll ich dorthin fliehen, wo die bunten Gestalten tanzen? — Aber sie verstieben vor mir; es war nur ein trügerischer Spuk! — Horch! welche sanfte Klänge! — Ist das die ersehnte Freude? — Doch nein, nein, sie ist es nicht! Ein leerer Hall nur täuscht mein Ohr!“

Und so sucht und fragt es fort, bis das Recitativ der Bässe heroisch freudig in D-dur einfällt. Nun aber kommt die Stelle, die mit ihren Nüancen von Sehnsucht, Innigkeit, Erhebung und frohem Triumph immer engere Kreise um die Seele zieht, und jedes Herz in das Innerste bewegen, rühren und erschüttern muß; die Freude, die langgesuchte, ist nun gefunden! Es war ein genialer Einfall von Beethoven, Schiller's Ode an die Freude mit dem Kirchenchoral: „Freu' dich sehr, o meine Seele!" in Verbindung zu setzen an den das letzte fortgehende Hauptthema erinnert. Erst spielen es die Bässe durch 24 Takte allein. Dann führt das Violoncell mit der Bratsche die Melodie; der Fagott tritt dazu — wieder 24 Takte; dann stimmt das ganze Orchester ein und führt es nochmals durch 24 Takte durch; so erfaßt eine höher

und höher anschwellende Freude mächtiger und mächtiger unser ganzes Wesen. Zwar erscheinen wieder befremdliche, düstere Gänge; doch es erklingt die Stimme: „O Freunde, nicht diese Töne!" worauf nun mehrere Verse der Schiller'schen Freudenhymne folgen. Etwas Fremdartiges hat der Anfang des Allegro, assai vivace, $\frac{6}{8}$ Takt, B-dur, wo der Gran Tambouro, der Contrafagott und die dazutretende Clarinette eilfmal nur einzelne Viertel angeben; doch die höchst humoristische Figur, an die man sich bald gewöhnt, hat zugleich etwas Heroisches und Marschartiges, und leitet so die Worte: „Freudig wie ein Held zum Siegen," passend ein.

Doch was sollen wir am Einzelnen kleben bei diesem Schlußsatze, der an Erhabenheit und Herrlichkeit fast Alles übertrifft? Die Seele wogt in einem Meer von allen Arten der Freude; es ist als

ob Beethoven vor dem Abschied von der Welt noch einmal alle seine höchsten Empfindungen hätte aussprechen wollen, bis das Ganze in einem triumphirenden Wonnesturme untergeht.

Und dieses in seiner Idee so viel Einheit zeigende Werk sollte nichts als ein formloses Chaos sein? O ihr Zweitaktmenschen, die ihr nicht den tiefen Meisterplan und die geniale Durchführung überschaut! O ihr Leute mit dem Richtscheit und dem Winkelmaas, die ihr euch breit macht mit eurer Kurzsichtigkeit, ohne zu erkennen, daß an dem großen in die Wolken ragenden Bau Alles an seiner Stelle ist, die ihr euch so leicht beredet, der Genius habe sich in seinem Schwunge verflogen! Wenn ihr freilich Beethovens Werk nur stückweise betrachtet, dann habt ihr auch nur die Fragmente in der Hand, und Fragmente, die, einzeln genom-

men, toll genug erscheinen. Da redet ihr von Mozart's Wahrheit und Natur, und seid sogleich mit Beethovens Verurtheilung fertig, ohne zu bedenken, daß es tausend Arten von Eigenthümlichkeiten gebe, und daß jeder originelle Genius die Kunst von neuem gebäre! Freilich ist die Beethoven=sche Natur eine andere als die Mozart'sche, so wie die Shakespear'sche eine andere ist als die Goethische; aber was Beethoven schafft, ist deshalb nicht weniger wahr, denn es quillt aus den Tiefen seines eigensten Wesens — es ist Alles inneres, mächtiges Seelenleben und Sprache eines in die Abgründe des Daseins dringenden Welthumors. Ja eben dieser seltsame, auf einem besondern Parnasse für sich wohnende Musengott „Humor," der das Lachen und Weinen vereint, ist auch der Geist, der diese Symphonie beseelt, das Werk der Thränen und der

Wonnen, der Verzweiflung und der Freude, der Nacht und des Lichtes, der Höllenpein und der Himmelsseligkeit, das in D-moll beginnt und in D-dur schließt.

Beethovens Monument.

Es gibt beinah kein besseres Monument in ganz Deutschland, als das für Gustav Adolph bei Lützen. Es ist ein roher Stein. Vier Pappeln stehen umher.

„Laßt den Wagen halten! — — Oder fahren!
Ich bleibe hier!"

rief ein früherer Dichter aus, der in die Gegend kam.

Man spricht jetzt entsetzlich viel von einem Monument für Beethoven. Es soll eins errichtet werden, ich weiß nicht wo und wenn, so wenig als warum. Zeitungen lese ich nie, als wenn es in der Nähe brennt — ich meine damit, wenn sie sich in dem nächsten Hause einander todtschlagen — ob ich gleich früher dumm genug gewesen bin, das und jenes über Politik zu schreiben. Wer über Politik schreibt, dem fehlt es gewiß an Politik. Witz gibt es in der Welt gar nicht mehr. Die jetzt Witz zu haben glauben, heulen, und wollen uns weiß machen, sie lachten. Und Manche, die nur auf die äußern Grimassen sehen, sind auch wirklich so einfältig, sich betrügen zu lassen. Der Glaube macht immer selig, sowohl die, welche glauben, als die, an welche geglaubt wird. — Sterne war ein ächter Humorist. — Beethoven hatte

die schwache Seite, zu politisiren, er schimpfte gewaltig auf alle Potentaten Europa's. Aber die Wiener Polizei kannte ihn, und lachte nur über ihn. Denn Beethoven war nur ein musikalischer Revolutionär.

Die französische Revolution — das Wort Revolution möchte ich beiläufig gesagt anspucken — also die französische Revolution begeisterte unsern Beethoven zu einer Symphonie, die er „Bonaparte" betitelte. Da mußte er denn eines Tages lesen, daß sich sein politisches Ideal, der französische Consul, auf den Kaiserthron zu setzen geruht habe. — Dieses Geruhen machte ihn sehr unruhig. — Sogleich, als er nach Hause kam, riß er das Titelblatt von seiner Symphonie weg, und machte dafür ein anderes, das die Aufschrift führte:

„Symphonia" oder „Sinfonia Eroica."

Und das war gut.

Ein Monument für Beethoven also! Wahrhaftig gar kein übler Gedanke!

Mir träumte einmal von einem.

Ich sah einen riesigen Palast vor mir, der sich in die Wolken verlor. Die Säulen, die ihn stützten, würde kein Architekt der Welt zuwege bringen. Sie waren etwas höher, als eines Menschen Auge reicht. Von der Kuppel sah man fast gar nichts; denn sie zerfloß in den Sternen, oder sie bestand vielmehr aus lauter Sternen. Es gafften Leute, mit Brillen und Ferngläsern bewaffnet, empor; aber sie sahen noch weniger als ich. Der Palast schien mir früher in griechischem Geschmack angelegt worden zu sein; doch bemerkte ich eine Menge altgothische Bogen und kleine mit Fleiß in die Steine geschnitzte Figuren, wie auch an den Säulen überall Hieroglyphenschrift. Dabei fand sich in der Bauart wieder vieles Mo-

derne; genug es war ein merkwürdiger Mischmasch, ein Bauwerk, bei dessen Anblick jeder solide Architekt in Ohnmacht gefallen sein würde. Ich bin kein Architekt, und erzähle überhaupt auch nur, wie mein Traum baute.

Vor dem Gebäude befanden sich vier besondere Abtheilungen. Die eine ein duftender Birkenhain, worin die Nachtigallen schlugen und der Kukuk rief, und wo es ewiger Frühling war; die zweite zeigte wallende Saatfelder und die brennende Sonne, unter der ein Gewitter emporstieg, wo sich die Blitze furchtbar zackten. — In der dritten Abtheilung sah man Stoppelfelder — es war dort Herbst; auch ein Gottesacker zeigte sich daselbst mit lauter lebendigen Leichensteinen, denn die Leichensteine waren Musiker, die eine recht schwermüthige Symphonie spielten und auf einem kahlen Felsen sah ich neben einem Ossia-

nischen Mädchen mit der Harfe einen ungeheuer großen Musikdirektor, der mit einem mächtigen Eichstamme dirigirte — im vierten Felde lag Schnee — es fuhren Schlitten mit betrunkenen Bauersleuten vorüber — es klang eine Tanzmusik aus einer Dorfkneipe heraus — und ein kleiner untersetzter Mann lief allein spornstreichs querfeldein, rang die Hände zum Himmel und rief weinend hundertmal aus: „Adelaide! Adelaide!“ „Ach, mein Winter ist gekommen!“ fuhr er fort. „Der Frühling war so schön! Wo sind deine leuchtenden Gestalten hingeschwunden, du lieber Lenz? Wo ist dein Mai? Wo sind deine Blumen? Du gabst mir einst eine herrliche rothe Rose in die Hand; ach, sie ist zur weißen Rose worden! Ich habe ja gar nichts mehr! Dort auf dem Kirchhof liegt selbst mein Florio! Mein zweites Herz hat aufgehört zu schlagen!“

So weinte der alte Mann fort, ging an die überschneite Gruft Florio's, wühlte sie auf und legte sich an des Freundes Seite, wo er einschlief.

Von großen Männern kann man sich gar nicht denken, daß sie eigentlich wirklich todt sind. So geht's beinah Allen mit Napoleon — denn dieser muß nothwendig noch leben — Vielen mit Goethe, mit Jean Paul und so auch mit Beethoven. Beethoven lebt noch. Er schreibt nur nichts mehr. Er ist es überdrüßig worden, für so eine Menge von Eseln zu komponiren.

Doch um wieder auf den Palast zu kommen; ich muß auch etwas von dem Innern sagen. Ich ging durch das hohe Portal hinein. Das Erste, was mir auffiel, war ein Sarg mit einer Mumie.

Um den Rand stand mit feuerrothen Buchstaben: „Hier schläft der Teufel. — Requiescat in

pace! — Er war ein vortrefflicher Mann." — Ich kam an numerirte Zimmer. An dem einen stand: Nr. 1.

„Der Herr Geheimerath ist bloß in der Stunde früh Morgens von 6—7 Uhr zu sprechen."

Ich hatte Empfehlungsbriefe und wollte gern Goethe einmal sehen. Auch ward ich eingelassen. Ich sprach ihn. Er beschäftigt sich jetzt noch mehr mit dem Lateinischen, als früher. — Weiter kein Wort von ihm!

Nr. 2 war Herder. — Er sagte zu mir: „Lieber Freund, es gibt eine ewige Schönheit, und darum.—"

Doch mitten im Satze schleuderte mich mein Traum zu Haman in Nr. 5. Er war bekanntlich Packhofinspektor, und schien in dem Fache noch mit Liebe zu arbeiten, denn er saß auf einem Pa-

quete, und hielt ein Buch in der Hand. Er sprach mit sich, aber nicht mit mir. —

Ich ging daher in Nr. 8 zu Haydn. Er spielte mir seine Cismoll-Sonate vor. Ich mußte ihm viel von Berlioz, Chopin und Schumann erzählen. Als ich Beethoven erwähnte, rief er aus: „Hab' ich's nicht gesagt?"

Mozart in Nr. 11 war höchst aufgeräumt. Ihn interessirte Clara Wieck. Er rief aus: „Der Vater muß ein ganzer Kerl sein! Und seine Tochter ist weit mehr werth als meine Schwester!" Er sagte mir noch vieles, wovon ich aber nichts verrathen darf.

Jetzt kam ich nach Nr. 1736 — die Nummer sah mir fast nach einem großen Lotterieloose aus. Ich öffnete die Thür, und sah dort zwei Leute sitzen — es waren Jean Paul und Beethoven. An einem Fensterchen guckte ein Gesicht herein, das mir

nicht unbekannt vorkam — es war das des Musik=direktors Kreisler. Ich war höchst gespannt, hier etwas Weiteres zu sehen und zu hören. Aber die Träume handeln wirklich niederträchtig an Einem; da ich eben Beethovens Hand erfassen will, durch=zuckt mich ein elektrischer Schlag — Beethoven und Jean Paul fahren wie Schatten zurück — der Palast und Alles ist verschwunden — ich liege in meinem Bette und sehe das Morgenlicht mit den gewöhnlichen schauderhaften Empfindungen.

Warum ist man gezwungen zu leben? Warum hat man nicht eine Million im Vermögen, um eine neue Stadt bauen zu können?

Nicht etwa ein Monument für die Todten — denn die sind geborgen — die haben die ganze La=palie dieses Lumpendaseins im Rücken — nein, eine Stadt für die Lebenden! — ich meine für die le=

benden Künstler — für die Dichter, Maler, Musiker, die auf Erden herumlaufen, die nicht nur Miethe, sondern auch Schafsköpfe von Speisewirthen, Schneiderrechnungen und sogar unsinnige Wechsel bezahlen sollen, die sie in der Angst ihres Herzens unterschrieben haben, ohne zu ahnen, daß, wer einen Wechsel unterschreibt, um nichts besser daran ist, als der edle Faust, den der Teufel holte.

Es fällt mir eine Inschrift ein, die man mit goldenen Buchstaben auf das Monument der meisten deutschen Genies setzen könnte. Sie lautet folgendermaßen:

„Hier liegt N. N., einer der größten Künstler seiner Zeit. So lange er lebte, spuckten wir ihn an, und ließen ihn hungern, nannten ihn einen verlaufenen Lump, und litten ihn nicht unter uns. Aber nun, da er gestorben ist, und wir die Ge-

wißheit haben, ihn ewig los zu sein, da gehen uns die Augen auf. Der Todte kann nicht mehr essen; er kann nicht mehr trinken; er kann keine Schulden machen. Das ist äußerst brav von ihm. Um uns nun mit ihm für ewig abzufinden, und uns Ochsen doch auch ein wenig berühmt zu machen, so wollen wir ihm ein Denkmal setzen, das mehr kostet, als der Selige, den der Teufel geholt hat, in seinem ganzen Leben brauchte!"

O Schicksal, o Menschheit!

Beethovens bester Schüler Ries ist glücklich — Beethoven war es nie. Lügt mir nichts vor! Es hat nichts Unglücklicheres gegeben als den armen und tauben Ludwig!

Errichtet ihm meinetwegen ein Monument! Wenn er Euch dafür danken könnte, so würde er Euch mit

einem sardonischen Lachen danken. Er würde reden wollen, aber der Seufzer „Adelaide" würde alle Worte ersticken. Adelaide heirathete einen reichen Baron. Was ist ein armer Künstler gegen einen reichen Baron? Sie lebt noch; sie hat sich gut conservirt! aber ihr Mann blieb ihr nicht treu. Geld heirathete Geld. Sie hat oft an Beethoven gedacht, und konnte sich bei seinen Symphonieen manchmal der Thränen nicht enthalten. Als er starb, bemerkte man Spuren des Wahnsinns an ihr. Aber der Erdgeist heilte Adelaide Erdmann. Ludwig würde ihr treu geblieben, er würde mit ihr selig gewesen sein. — O Ihr Mädchen, wenn werdet Ihr dahinkommen, statt der Leiber, Häuser und Goldstücke, Geister und Seelen zu heirathen? Wohl nie; denn nur wenige von Euch haben Geister und Seelen! Die meisten von Euch sind Erde, manche recht

schöne Erde, aber doch Erde! Und aus Erde wird ewig kein Himmel!

Ich komme mir recht sehr dumm vor, wenn ich nun noch eine Stimme über Beethovens Monument abgeben soll.

An einem Monumente für Jean Paul würde vielleicht anzubringen sein, wie ihm einst sein intimster Freund, der auf den Tod krank lag, schrieb, daß er doch kommen, und von ihm für diese Welt Abschied nehmen möchte; und wie Jean Paul ihm zurückschrieb, daß er nicht kommen könne, weil er keine ganzen Stiefeln habe.

Beethoven hatte Siebenmeilenstiefeln wie Chamisso's göttlicher Peter Schlemihl. O, wenn ich an das Buch denke, so falle ich Chamisso um den Hals. Sein Schlemihl steht über Jean Paul, über Hippel, und über Hoffmann,

ob das gleich Leute sind, wie wir sie jetzt nicht mehr haben. Chamisso's Schlemihl steht unmittelbar neben Beethovens neunter Symphonie.

Könnte man diese neunte Symphonie nicht verkörpern? Ich sollte meinen, das müßte ein Architekt schon machen können, und das beste Denkmal für Ludwig van Beethoven wäre dann gefunden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Leipzig,

Johann Friedrich Hartknoch.

1836.

Druck von B. G. Teubner.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ortlepp, Ernst,

Beethoven Eine phantastische Charakteristik ; Allen Musikfreunden und Verehrern des grossen Mannes gewidmet

Leipzig 1836

Mus.th. 4578 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10600020-9